

Wien IV, Johann-Strauss-Gasse 6.

4. Juli 1935.

Lieber und verehrter Herr Hofrat !

Gern bestätige ich Ihnen, dass ich im Winter 1917/18, als ich Girardi für das Burgtheater verpflichtet hatte und geeignete Rollen für ihn suchte, auch die Aufführung Ihres Schauspieles "Der Himmel voller Geigen" in Aussicht nahm und dass ich hierüber sowohl mit Ihnen als auch mit Girardi gesprochen habe. Wie Sie wissen, wurde der grösste Teil der Stücke, die ich förmlich angenommen oder deren Annahme ich bereits ernstlich in Erwägung gezogen hatte, von meinen Nachfolgern fallen gelassen. Ihr Schauspiel aber fiel schon früher dem tragischen Verhängnisse zum Opfer, das Girardi so jäh hinwegraffte. Es war mir damals ein aufrichtiger Schmerz, dass durch den Tod des grossen Darstellers auch manche Dichter, vor allem Sie, ganz unmittelbar getroffen wurden. Ihr Schauspiel wäre zwar, wie die Dinge damals lagen, nur mit Girardi im Burgtheater am Platze gewesen, aber wir hätten dann nicht nur eine neue gute Rolle des beliebten Künstlers, sondern auch eine wirkliche Bereicherung des Spielplanes gehabt, ein neues gutes Stück, dessen künstlerischer Wert und menschlicher Gehalt ganz besonders auch mit dem Wienerischen im besten Sinne verknüpft ist.

Es war mir immer eine freudige Genugtuung, dass von allen meinen, sonst unerfüllten Burgtheater-Plänen doch wenigstens mein Bestreben, das Burgtheater wienerischer zu gestalten und auch zu

einer Pflegestätte des Wiener Volksstückes (von Raimund bis Holzer) zu machen, bei meinen Nachfolgern Verständnis fand und sich immer mehr durchsetzte. (Ich war ja auch der Erste, der an die Verpflichtung Thallers dachte, u. zw. gleich nach dem Tode Girardis; aber das wurde vom Obersthofmeisteramt nicht "genehmigt" - die hatten an Girardi gerade genug, der starb ihnen sehr gelegen !) Wenn heute daran gedacht wird, und die darstellerische Möglichkeit besteht, Ihr Schauspiel nach so vielen Jahren nun endlich doch im Burgtheater zu Ehren und zur Geltung zu bringen, so darf auch ich mir ein kleines Verdienst daran zuschreiben und empfinde eine grosse Freude darüber, als Ihr in altgetreuer, wärmster Schätzung und Verehrung

sehr ergebener

Millemovich



Die Arbeitsvermittlung.

großen Verantwortung voll bewußt ist und daß es über den Sorgen der Gegenwart die Zukunft nicht vergißt.

Die Änderungen in der Arbeitslosen- und Altersfürsorge.

Das neue Sozialversicherungsgesetz hat wichtige Bestimmungen des früheren Arbeitslosenversicherungsgesetzes abgeändert. So wurde z. B. der Begriff der Arbeitslosigkeit neu umschrieben; wenn der Arbeitslose im Betriebe der nächsten Angehörigen den Lebensunterhalt tatsächlich erwirbt oder doch miterwerben könnte, wenn sich der Arbeitslose einer geregelten Schulbildung unterzieht, wird Arbeitslosigkeit nunmehr nicht angenommen. Die wichtigsten Änderungen beziehen sich weiter auf den Umfang der Versicherung, aus der z. B.

Gutsangestellte, landwirtschaftliche Sägearbeiter und Genossenschaftsarbeiter ausgenommen wurden und der jetzt Heimarbeiter unterliegen, wenn sie bei einem Arbeitgeber 10 S. in der Woche verdienen; auf die Anwartschaftszeit, die Rahmenfristen, innerhalb welcher der Arbeitsnachweis erbracht werden muß und die gegenüber früher erweitert wurden; auf die Saisonarbeit, den Fortbezug und das Ausmaß der Arbeitslosenunterstützung; auf die Notstandsausilfe und schließlich auf die Straf- und Berufungsfristen.

Die Arbeitslosenberatungsstelle der Wiener Arbeiterkammer läßt soeben eine Sondernummer ihrer Zeitschrift „Der Gehilfenvertreter“ erscheinen, die vor allem der Aufklärung der Arbeitslosen und der alten Arbeiter über ihre Ansprüche aus dem neuen Gesetz dienen will. Sie wurde von einem ersten Sachkenner, dem Leiter der Beratungsstelle Eduard Stark, geschrieben. Sie ist übersichtlich gegliedert und leicht faßlich gehalten, so daß sich der Arbeitslose rasch Klarheit über das neue Gesetz verschaffen kann (Preis 50 g, Arbeiterkammer, I., Ebendorferstraße 7).

Stoßfang und Zeitauslöser für Fallschirme.

Der kürzlich vom Meister Simandl in Mpern durchgeführte Fallschirmabspung brachte zwei neue Erfindungen des Erfinders des Kollfallschirmes Josef Echner, denen unzählbare Modellversuche zugrunde liegen, zur praktischen Anwendung. Zunächst den federnden Stoßfang für Fallschirme. Der Fallschirmspringer, der sich durch große Höhen mit dem geschlossenen Fallschirm durchfallen lassen muß, weil dieser oft bis zu 200 Meter zu seiner Öffnung braucht, erleidet im Augenblick der Entfaltung einen gewaltigen Rückstoß, der oft genug Hautabschürfungen, Blutunterlaufungen und sonstige Verletzungen zur Folge hat. Echner ist es nun gelungen, einen Stoßfang zu konstruieren, der den Rückstoß durch Federwirkung völlig paralyisiert. Diese neue Erfindung dürfte

namentlich für Militärlieger,

die, um einer Gefahrenzone zu enttrinnen, sich längere Zeit fallen lassen müssen, von größter Bedeutung sein. Das neue unscheinbare Hilfsgerät „der Stoßfang“ ist weniger für den Kollfallschirm Echners, der sich bereits nach einer Falltiefe von 20 Metern entrollt, als vielmehr für die Kollfallschirme eine Notwendigkeit.

Die zweite Neuerung betrifft einen einstellbaren Zeitauslöser für Fallschirme, der, so klein er als Apparatur

ist, ungeahnte Möglichkeiten zuläßt. Noch vor dem Aufstieg oder während des Fluges stellt man auf eine beliebige Anzahl von Metern ein, setzt vor dem Absprung einen kleinen Handzug in Tätigkeit und verläßt nun ohne weitere Handlung und ohne mit dem Flugzeug noch durch die Reißleine verbunden zu sein, die Maschine. Sobald nun jene Entfernung vom Flugzeug, auf die man eingestellt hat, erreicht ist, öffnet sich der Fallschirm ganz von selbst. Der Zeitauslöser ist

für Passagiere,

die die Handhabung eines Fallschirmes kaum beherrschen, ein wertvoller Behelf, aber auch für Piloten, die noch keinen Absprung durchgeführt haben, insbesondere aber für jene Fallschirmspringer, die sich hunderte oder gar tausende Meter mit geschlossenem Fallschirm durchfallen lassen, um erst in Erdnähe den Fallschirm zur Öffnung zu bringen. Durch den Zeitauslöser ist das Gefahrenmoment, das damit verbunden ist, daß der Springer infolge des großen Falles vielleicht die Besinnung verliert, auf ein Mindestmaß herabgedrückt: der Zeitauslöser wird zum Retter. Für diese zweite Neuerung eignet sich besonders der Kollfallschirm, der eine fixe Öffnungszeit von zwei Sekunden hat, die als Leerlauf mitgerechnet sind.

Rudolf Holzer.

Zum 60. Geburtstag des Wiener Publizisten.

Hofrat Rudolf Holzer, der heute sechzig Jahre alt wird, war immer ein echter Desterreicher: sowohl in seinem Wesen wie auch in der Musik seines Werkes. Man wundert sich darum nicht allzusehr, auch an ihm ein echt österreichisches Schicksal erfüllt zu sehen. Denn Holzer gehörte niemals zu den Lauten, zu den Lärmchlagern. Er ging seinen Weg stets in vorbildlicher Selbstzucht, unbeirrt von den Neugierigkeiten des Tages und fernab von Versuchungen, denen nachzuspüren ein Aufgeben seines Persönlichsten gewesen wäre. Immer schöpfte er nur aus dem eigenen Herzen und aus dem Erlebnis, das ihm die ewige Bereitschaft seiner Seele bot: ein Lauscher nach tief Innen, ein demütig Mitlebender am Schicksal seiner Gestalten. Und so ist er, trotz mancher äußeren Anerkennung, ein Stillter im Lande geblieben, der Zeit hat, seine Zeit zu erwarten. Früh kam er in den Kreis Hermann Bahrs, früh erlangte er sich hier Geltung. Seine erste Arbeit, ein literarkritischer Aufsatz über den damals fast völlig vergessenen Adalbert Stifter, erschien denn auch in Bahrs Literaturschrift „Die Zeit.“ Sein frühes Bühnenwerk, das von Rudolf Braun komponierte Ballett „Marionettentreue“ wurde unter Gustav Mahler an der Wiener Hofoper aufgeführt und vermittelte ihm die Freundschaft mit Franz Schalk. Seine ersten dramatischen Versuche, der Einakter „Heimkehr“ und die Komödie „Schlingen“ kamen am Raimundtheater heraus. Und an sie schloß sich nun eine Reihe von Stücken, die den Dichter von Erfolg zu Erfolg trugen. Den Aufstakt zu solchem Aufstieg gab das zuerst in Nürnberg, dann in Fürth, Linz, Salzburg und Prag aufgeführte Schauspiel „Frühling“, das für das Burgtheater erworben wurde, ohne daß es jemals herausgebracht worden wäre. Ihm folgte das in Weimar und Hannover gespielte historische Drama „Hans Kollhase“, an das sich die mit dem Raimundpreis ausgezeichnete Wiener Komödie „Gute Mütter“ reihte, die mit Willi Thalor ihre Erstaufführung im Deutschen Volkstheater erlebte und sich 25 Bühnen erobern konnte. Daran schloß sich das vom Wiener Stadttheater uraufgeführte, mit dem Niederösterreichischen Landesautorenpreis gekrönte Sauterstück „Ende vom Lied“, das Girardi die letzte ernste Rolle bot. Später hat es Holzer unter dem Titel „Der Himmel voller Geigen“ völlig neu gestaltet. Sein Schauspiel „Stille Nacht“, das eine freie dramatische Umgestaltung und Erweiterung von Grillparzers „Armen Spielmann“ darstellt, wurde — und dies auch erst jahrzehntelang nach der Frankfurter Premiere und nachdem Holzer für sein gesamtes Schaffen den Bauernfeldpreis erhalten hatte — vom Burgtheater erworben und im Akademietheater in Szene gesetzt.

Und dennoch: ein österreichisches Schicksal! Denn Holzers dramatisches Werk verdiente es, immer wieder am Spielplan auch anderer österreichischer Theater gegenwärtig zu sein, es verdiente es, jenen Platz einzunehmen, der dem Dichter als außerordentlichem Stilkünstler gebührt, als der er sich auch in einem erst kürzlich veröffentlichten „Roman aus dem Wien des Friedens“ „Das Feuerchen am häuslichen Herd“ erwiesen hat. Augenblicklich arbeitet er an einer Darstellung der Geschichte des Burgtheaters, ohne damit jedoch für

künftig dramatische Pläne aufgeben zu wollen. Denn Hofrat Holzer, der unseren Lesern aus zahlreichen feuilletonistischen sowie kunstkritischen Beiträgen und Referaten wohlbekannt ist, steht noch in der Vollkraft seines Schaffens, vitalste Energie, ererbt von seinen (seit 1642 nachweislich in Niederösterreich ansässigen) Vorfahren, die väterlicherseits Weinbauer und mütterlicherseits Handwerker waren, erfüllt ihn und läßt ihn nicht erlahmen.

Wenn man ihm in seinem stillen, stimmungsvollen Wiener Arbeitszimmer gegenübersteht, will man ihm den Sechziger gar nicht glauben. Und doch ist es schon ein ganzes Leben, auf das er zurückblicken kann: zurück auf Enttäuschungen und Erfolge. Zurück auf eine Beamtenlaufbahn im Handelsministerium, wo er die handelspolitische Zeitschrift „Austria“ leitete, zurück auf sein langjähriges journalistisches Wirken als Chefredakteur und Theaterreferent der „Wiener Zeitung“, das ihn an äußeren Ehrungen den Hofratsstitel einbrachte, und zurück auf Dr. Seipel, dem seine schönsten Erinnerungen gelten. Aber auch voraus, da noch manches erfüllt, gesagt und gestaltet werden will, das seinem dichterischen Werk zugeordnet werden soll: jenem Werk, spärlich an Umfang, aber schwer an Gewicht, das eine neue Variation der ewigen Melodie dieses Landes Desterreich ist. H. S.

Von einem Lastwagen überfahren.

Heute nachmittag fuhr der Chauffeur Anton Kraus mit einem Lastkraftwagen mit Anhänger von der Alten Donau durch den Durchlaß zum Gemeindebau am DAC-Platz. Als Kraus den Durchlaß passierte, kamen ihm drei Radfahrer entgegen, von denen zwei am Auto vorbeifuhren, während Kraus beim dritten, einem Mädchen, bemerkte, wie das Rad hin und herpendelte. Kraus bremste den Lastkraftwagen ab, hörte aber im selben Augenblick das Krachen des von seinem Auto erfaßten Rades. Das Mädchen war, wie Augenzeugen angaben, an den rückwärtigen Teil des Lastautos angefahren, zu Boden geschleudert, vom rechten Hinterrad des Anhängers erfasst und überfahren worden. Die Verunglückte, die zwölfjährige Schülerin Rosa Bednarik, wurde von Passanten gräßlich verstümmelt geborgen. Nach Zeugnisaussagen ist der Chauffeur vorschriftsmäßig gefahren und war für die vorbeikommenden Radfahrer genug Platz auf der Fahrbahn vorhanden. Die Mutter der Verunglückten wurde, als sie, vom Tod des Kindes verständigt, zur Unfallstelle geeilt war, von Aufregungszuständen befallen und mußte von der Rettungsgesellschaft nach erster Hilfeleistung in ihre Wohnung gebracht werden. Der schreckliche Vorfall erinnert wieder an die Gefahren des Radfahrens in den von Autos und Fuhrwerken aller Art und Geschwindigkeitsgrade befahrenen Großstadtstraßen. Für Kinder, die noch nicht geübte Radfahrer und plötzlichen Situationen nicht gewachsen sind, ist die Gefahr besonders groß.



Ehret Euren Heldenkanzler!

Spendet für das Dollfuß-Denkmal

der Vaterländischen Front



Die Gletscher der Eisriesenwelt wachsen.

Das Eis der unterirdischen Gletscher unserer Alpen unterliegt in seiner Menge einem steten Wechsel. Während bei vielen anderen Höhlen Eisrückgang oder Stagnation zu beobachten ist, zeigt die Eisriesenwelt fast durchwegs Eiswachstum. Geschlossene Eismassen ziehen hier 1300 Meter weit vom Eingang in den Berg hinein und decken auch den Boden verschiedener vom Hauptgang abzweigender Labyrinth. Wenn man nach Durchschreiten des in die Steilwände des Tennengebirges schauenden 20 Meter hohen Portales in der Höhle den ersten Eissee betritt und dann in den aufwärts führenden hallenartigen Hauptgang die Lichterreihe der Besucher in die Höhe ziehen sieht, dann bleibt dies jedem ein unvergesslicher Eindruck. Schimmernder Eispantzer deckt den Boden des Ganges und hat mancherorts

Schon alte Weganlagen und Drahtseile verschlungen,

die jetzt tief unter dem Eis sichtbar sind. Die Wege und Treppenanlagen für die Besucher sind daher auf Brettern geführt und auf Eisstützen umsteckbar angebracht, so daß sie jedem Wachsen oder auch Sinken des Eises stets angepaßt werden können. Im oberen Teil, vor der Symirhalle, deren bis 23 Meter hohen Eisfiguren heuer besonders groß sind und bei Magnesiumlicht in fabelhafter Pracht erstrahlen, ist das Bodeneis schon so gewachsen, daß es die Höhle fast bis zur Decke abschließt und hier in mühsamer Arbeit

ein kurzer Stollen durch das Eis geschlagen werden mußte,

um die Fortsetzung offen zu halten. Auch an anderen Stellen, wie im Odinsal, beim Sturmsee und im Tor zum großen Eispalast zwingt der Kampf mit dem wachsenden Eis stets zu größeren Arbeiten, um die Zugänglichkeit zu wahren. Im Wimgang sind die Felsblöcke, auf denen einst die Forscher rasteten, heute meterhoch unter kristallinem Eis begraben und auch in den seitlichen Röhrenlabyrinth ist vielfach die Verbindung zum Hauptgang vorübergehend von Eis verschlossen.

Natürlich steht diesem Wachsen des Eises andererseits auch Eisminderung entgegen. So wurde das Ende des Mörkgleiters vom Höhlenwind so stark ausgehöhlt, daß

ein Weg in bisher unbekannte Hallen oberhalb des Eistores gefunden

werden konnte und damit die Entstehung dieses rätselhaft scheinenden Naturgebildes als ein längs einer oberliegenden Klüftung absinkender Gletscher geklärt wurde. Von diesen unsichtbaren Hallen aus durchleuchtet, bietet das Eis jetzt einen ganz märchenhaften Anblick. Auch in einer Fortsetzung im Wimgang wurde ein Versteck freigelegt, durch dessen Ausräumen neue aufwärtsführende Gänge und ein zweiter Ausgang erreicht werden konnten. Dabei ist auch Form und Farbe des Eises stetem Wechsel unterworfen: Raufeis, Opaleis, Wabeneis, Baumeis, dann wieder herrliche Vorhänge, Eiskeulen und riesige Eistürme.

Aber jedes Wachsen des Eises hat auch seine Grenzen. Denn durch das Zuwachsen der Höhle, ein Fall, der im benachbarten Sulzenofen bereits eintrat und auch wieder zurückging, würden

Temperatur und Luftströmungen weitere Änderungen erfahren,

es würden sich einzelne aufwärtsgerichtete, also wärmere Luftsäcke bilden, lokale Eismelzungen entstehen und neue Klüfte sich auf tun. Solches wurde auch in der Eisriesenwelt schon beobachtet. Es werden auch in Zukunft immer wieder Veränderungen und Neubildungen zu erwarten sein.

Die Rätsel der Eisriesenwelt sind noch lange nicht gelöst. Dank der Tätigkeit des Vereins für Höhlenkunde Salzburg, der die Höhle auch für den Touristenbesuch erschlossen hat, werden stets wieder neue Gänge entdeckt, die alljährlich wieder neue Kilometer den bisher schon vermessenen

43 Kilometern Ganglänge

anreihen. Auch in den Nachbarhöhlen Frauenofen, Seesofen und Sulzenofen hat die Forschung, in der ersteren Höhle mit 4 Kilometern, in der letzteren mit 3 Kilometern, schon große Fortschritte gemacht und steht zu erwarten, daß, wenn ein Zusammenhang dieser ganz ähnlich angelegten Höhlen festgestellt ist, das Ganze ein Höhlensystem ungeheurer Größe, einzig in ganz Europa, bilden wird. Die Eisriesenwelthöhle mit einem schönen Schutzhause ist in drei Stunden vom Bahnhof Werfen leicht zu erreichen; ein neuer Steig durch die sogenannten Torbögen zum Plateau des ob seiner Schönheiten noch zu wenig bekannten Tennengebirges von der Höhle aus befindet sich in Fertigstellung.

Jng. W. Freih. v. Czoernig.

*

25 Jahre nach der Entdeckung der Dachsteinhöhlen.

Vor kurzem jährte sich zum 25. Male der Tag des ersten Einstieges in die Dachsteinhöhlen. Der Höhlenforscher Georg Zahner, damals Adjunkt der Staatsbahndirektion in Linz, stieg am 17. Juli 1910 zum ersten Male mit einer kleinen, aber gut geschulten Mannschaft in die von ihm später „Dachsteinrieseneishöhle“ genannte Höhle hinab. Das große Hindernis, ein vom Höhleneingang 30 Meter entfernter, 27 Meter tiefer vereister Abgrund, wurde mit einer Drahtseilleiter überwunden. Bis zu dieser gefährlichen Stelle waren schon früher Leute vorgebracht, der Höhleneingang wurde von den Bergsteigern wiederholt als Unterstand bei Gewittern benützt, aber der Abgrund selbst galt bei den mangelhaft ausgerüsteten „Eindringlingen“ als unüberwindlich. Zahner hatte vor dem ersten Einstieg das Gelände gründlich durchsuchen lassen und lotete auch die bis dahin unbekannte Tiefe des Eisschactes; daher ging auch der Transport des Materials und der Abstieg in den Schacht flaglos vonstatten.

In der Tiefe des Abgrundes angelangt, waren Zahner und seine Gefährten, Jng. Pollak, Werkmeister Kling und einige Arbeiter aus der Staatsbahnwerkstätte in Linz, mitten in einem mächtigen Eispalast. Ein torähnlicher Bogen in der Eiswand bot Zugang zu einem märchenhaft schönen Kristallkeller, der heute noch den von Zahner gegebenen Namen

„Große Eiskapelle“

trägt. Die Entdeckung erregte ungeheures Aufsehen und bildete den Anfang mehrjähriger Forschungsarbeiten, die zu einer gründlichen Kenntnis der bis gegen dreißig Kilometer ausgedehnten Höhlenwelt führten. Zahlreiche Gelehrte und namhafte Alpinisten betrachteten es nun als ihre Ehrenpflicht, ihren Teil zur Erforschung dieser Wunderwelt des Eises beizutragen. Besondere Erwähnung verdient Jng. S. Bock aus Graz, der sich in engster Zusammenarbeit mit Zahner nicht nur touristisch, sondern auch wissenschaftlich beteiligte.

Bald ging man auch daran, diese Wunder der Natur in den Dienst der Wirtschaft zu stellen. Eine überaus rege Propaganda setzte ein, um die Aufmerksamkeit der Sommerfrischler und Alpinisten auf die Eishöhlen am Dachstein zu lenken. Der Erfolg war glänzend. Obertraun wurde vor dem Jahre 1910 durchschnittlich von nur 500 Fremden jährlich besucht; diese Zahl wuchs bis zum Jahre 1924 auf 13.000 an.

Ein besonderes Verdienst um die vollständige Erschließung der Dachsteinhöhlen erwarb sich in der Nachkriegszeit der damalige Kommandant des oberösterreichischen Pionierbataillons General Angel. Er beauftragte über Ersuchen Zahners eine Pioniertruppe unter Führung des Majors Baumgartner mit der Erschließung des Durchgangskorridors zur nahe gelegenen Mammuthöhle. Dadurch wurden auch die Kosten der gesamten Höhlenarbeiten wesentlich verringert; vielleicht wären die Eishöhlen dem breiteren Publikum sonst überhaupt nicht so bequem zugänglich gemacht worden, da die Frage der Kostenbestreitung Jahre hindurch hemmend auf den Ausbau der Zugänge gewirkt hatte.

Flammentod zweier Kinder.

Am 25. d. nachmittag brach im Anwesen des in Altenmarkt im Tale wohnhaften Wirtschaftspächters Alois Fürst ein Feuer aus, das den 19 Meter langen Dachstuhl der unbenützten Viehstallungen einäscherte. Bei den Aufräumungsarbeiten wurden auf dem Dachboden oberhalb des Pferdestalles zwei verkohlte Kindesleichen gefunden. Die beiden Toten wurden als die fünfjährige Theresia Fürst, die einzige Tochter des Pächters, und deren gleichaltrige Spielgefährtin Marie Federler, Tochter eines Wirtschaftsbesizers, erkannt. Es wird vermutet, daß die beiden Kinder im Spiel das Feuer verursacht haben, dann aus Furcht auf den Dachboden geflüchtet sind, wo sie den Tod in den Flammen

Graußfedern werden

Nichts ist der menschlichen Laune mehr unterworfen und nichts ist vergänglicher als die Mode. Was gestern noch als zierlich, schick und schön galt, ist heute schon veraltet und morgen bereits vergessen. Unter den vielen Dingen, die in der weiblichen Mode verwendet wurden, steht die Pleureuse, der Straußfedernschmuck, an erster Stelle. Vor dem Weltkrieg dachte wohl niemand daran, daß in wenigen Jahren diese kostbare Art des Hutschmuckes und der Fächer „außer Mode“ komme. Doch die Absperrung des Weltmarktes in den Jahren des Krieges, brachte dieses modische Requisite rasch zum Verschwinden und in der Nachkriegszeit „freierten“ die Modedönner den Hutschmuck aus anderen „Werkstoffen“. Erst in der allerletzten Zeit scheint man sich wieder des kostbaren Federviehes der afrikanischen Steppen zu erinnern. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, stehen die kommenden Modejahre wieder mehr im Zeichen des Vogel Strauß. Auf dem Straußfedernmarkt, auf dem das Geschäft in den letzten Jahren fast vollständig lahmgelegt war, regt sich, wenn erst auch nur schüchtern, neues Leben. Auf dem Londoner Markt wurde in den letzten fünf Jahren überhaupt nur eine einzige Versteigerung abgehalten; dabei war

der Durchschnittspreis der Straußfedern auf ein Zehntel des Vorkriegswertes gesunken.

Von rund 800.000 Straußen, die vor dem Weltkrieg in zahlreichen Farmen Südafrikas gezüchtet wurden, sind heute wohl nur mehr gegen 20.000 am Leben.

Ursprünglich jagte man das wertvolle Federvieh in den freien Gebieten und dezimierte den Stand in bedrohlicher Weise. Der kostbare Vogel wurde in den afrikanischen Steppen immer seltener, die Gefahr des völligen Aussterbens rückte bedenklich nahe. Da gründete um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Federnhändler in St. Louis am Senegal die erste Straußenfarm. Der Erfolg war nicht gerade ermutigend, denn die Züchtergebnisse blieben weit hinter den Erwartungen zurück. Auch in Nordafrika legten einige Händler und Spekulanten Straußenfarmen an, doch auch sie mußten erkennen, daß Vogel Strauß in der wilden Freiheit der Steppe besser gedeiht als im Gehege und daß sein kostbares Federkleid bei der künstlichen Aufzucht nicht jene begehrtete Schönheit aufwies, die der anspruchsvolle Markt verlangte. Um das Jahr 1865 setzten zwei französische Naturforscher, die Brüder Verreaux, in der Kapkolonie die Zuchtversuche fort; entgegen der bisherigen Praxis, ließen sie die Eier nicht von den Tieren ausbrüten, sondern legten sie in Brutapparate. Das Beispiel der französischen Gelehrten wurde rasch nachgeahmt. Ungefähr zehn Jahre später besaßen die Kolonisten bereits 22.000 Strauße, 1904 fast 360.000 und im Jahre 1914 waren beinahe eine Million in den Farmen.